

# gelesen

Alexander Gruber

## Wie es war – Soldatenleben im Krieg

**Helmut Kiesel (Hrsg.): Ernst Jünger: Kriegstagebuch 1914–1918, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2010, 654 Seiten, 32,95 Euro.**

**Sebastian Junger: War. Ein Jahr im Krieg, Karl Blessing Verlag, München 2010, 336 Seiten, 19,95 Euro.**

**Marc Baumann et al. (Hrsg.): Feldpost: Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan, Rowohlt Verlag, Hamburg 2011, 208 Seiten, 17,95 Euro.**

Wer sich ein authentisches und gleichzeitig objektives Bild von Kriegen, Schlachten oder modernen Militäreinsätzen machen will, steht seit Thukydides vor einem Problem: Man braucht den endoskopischen Blick von Menschen, die „nah dran“ waren, die erzählen können, „wie es war“. Die trotz Gefahr, Gewalt, Tod und Tränen den selten klaren Blick auf die Wahrheit behalten haben.

Denn bereits Thukydides stellte fest, dass „die Zeugen der einzelnen Ereignisse nicht dasselbe über dasselbe aussagten“.

Ernst Jünger wollte diesen authentischen und objektiven Blick vom Ersten Weltkrieg liefern: „Ich bin kein Kriegsberichterstatter, ich lege keine Heldenkollektion vor. Ich will nicht beschreiben, wie es hätte sein können, sondern wie es war“, notiert er am Ende in sein Kriegstagebuch. Der Satz bezieht sich aber nicht auf das nun erstmals publizierte Werk, sondern entstammt einer dort formulierten Ideenskizze für das Vorwort von *In Stahlgewittern*. Jenem berühmten Buch also, in dem Jünger wie kaum ein anderer beschrieb, „wie es war“ im Inneren der Menschen- und Materialmühlen der Westfront, in dem er das Geschehen mit all seiner Sprachgewalt aber auch ästhetisierte und heroisierte – nicht zuletzt seine eigenen Taten.

Das *Kriegstagebuch 1914–1918* gibt nun

Jüngers ganzen Blick auf diesen Krieg frei – von seiner ersten Fahrt an die Front im Dezember 1914 bis zu seinem letzten Einsatz in der Schlacht von Bapaume im August 1918.

## An vorderster Front

Es ist ein historisch einzigartiges Dokument – nicht nur über den bis dahin „gewaltigsten Kampf, der je gefochten wurde“ (Jünger), und seine literarische Verarbeitung. Es ist vor allem einer der wichtigsten, wenn nicht gar der wichtigste Text zum Verständnis des Jahrhundertschriftstellers Ernst Jünger.

Denn die vier Jahre an vorderster Front sind für Jünger eine „unvergleichliche Schule“ des Lebens, an der er all das entwickelt oder verstetigt, was ihn schließlich als Person und Schriftsteller ausmacht: die fatalistische Abenteuerlust, die teils prekäre Ästhetisierung von Kampf und Krieg, den naturwissenschaftlichen Entdeckerdrang, die Fähigkeit zur distanzierten, ja kalten Beobachtung

selbst schrecklichster Vorkommnisse und nicht zuletzt die bildgewaltige Sprache. Das insgesamt vierzehn Hefte umfassende Tagebuch – plus ein Heft, in dem Jünger 1916 seine Käferfunde im Artois registrierte – ist in diesem Entdeckungs- und Entwicklungsprozess Jüngers Notizblock: Es ist Chronik, Gedankenlabor und nicht zuletzt tröstendes Hilfsmittel bei der Verarbeitung des Schreckens, wie er in *Wäldchen 125* bekannte.

### „Frivole Lebensverachtung“

Jünger plant offenbar von Anfang an, die Tagebuchnotizen als Basis für ein Kriegsabenteuerbuch zu nutzen, das sich an ein breites Publikum wendet. Denn das Abenteuer ist es, das Jünger mit einer geradezu „frivolen Lebensverachtung“ in diesem Krieg sucht, wie es im Nachwort dieses von Helmuth Kiesel herausragend editierten Werkes treffend heißt. Im September 1916 bedauert er sogar, dass er noch nicht gefallen ist: „So seltsam es klingen mag, hätte ich doch gern das Los der Kameraden geteilt und auch über mich den eisernen Würfel des Krieges rollen lassen.“ Geradezu trotzig romantisiert Jünger dabei den archaischen Kampf Mann gegen Mann, Heldenat und

Helden tod, wohl wissend, dass längst nicht mehr der Einzelne, sondern Maschinen und Material über Sieg und Niederlage entscheiden. So wird das Tagebuch zunehmend – wie später auch die *Stahlgewitter* – zum Heldenbuch mit Jünger im Mittelpunkt.

Aber im Gegensatz zu seinem berühmtesten Werk zeichnet Jünger im Tagebuch bis zum Schluss ein umfassenderes und authentischeres Bild vom Frontleben und -sterben. Dazu gehören Notizen über „offene und versteckte Schwierigkeiten“, über Fehlverhalten von Soldaten und Vorgesetzten, erotische Ausschweifungen und Alkoholexzesse. Dazu gehören aber vor allem nachdenkliche Töne. So notiert er im Dezember 1915: „Was soll dies Morden und immer wieder morden? [...] Der Krieg hat in mir doch die Sehnsucht nach den Segnungen des Friedens geweckt.“ Und im Mai 1917 fragt er: „Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende?“ So lässt sich dieses Tagebuch ungewollt auch als Antikriegsbuch lesen. Fest steht aber: Wer Jünger verstehen will, der sollte zuerst sein Kriegstagebuch lesen.

### Alltag am Hindukusch

Knapp 100 Jahre nach dem Ersten Weltkrieg und

rund 5000 Kilometer weiter östlich in Afghanistan regnen auch im Kampf der US-Truppen gegen El Kaida und die Taliban „Stahlgewitter“ – wenn auch inzwischen GPS- und lasergesteuert. Der US-Autor Sebastian Junger ging – oft gemeinsam mit dem Kriegsfotografen Tim Hetherington, der im April 2011 beim Volksaufstand in Libyen getötet wurde – dorthin, wo es besonders „krachte“: ins Korengal-Tal im Osten des Landes an der Grenze zu Pakistan. Insgesamt fünfzehn Monate lang begleitete er dort US-Soldaten, die sich einen erbitterten Kampf mit den Aufständischen lieferten – an dessen Ende rund fünfzig US-Soldaten gefallen waren. Aus seinen teils mehrwöchigen Besuchen entstanden der oscar-nominierte Dokumentarfilm „Restrepo“ und das Buch *War – Ein Jahr im Krieg*.

Junger porträtiert in beiden Werken den Alltag der jungen US-Soldaten auf den abgelegenen Posten. Er wollte dabei „verstehen, was mit den Leuten geschieht, die den Krieg im Hindukusch im Namen der USA austragen“. Demnach machen die Soldaten einen furchtbaren Prozess durch: Erst wollen sie an die Front – wie Ernst Jünger des Abenteuers wegen. Dort

werden sie Teil einer „Brüderschaft“ unter den Soldaten. Sie erleben Kameradschaft, aber auch Angst und den Verlust ihrer „Brüder“. Der alltägliche Wechsel aus Feuergefecht, Märschen, Langeweile und Einsamkeit lässt ihre Sitten verrohen.

„Angst“, „Töten“ und „Liebe“ hat Sebastian Junger dann auch passend die drei Kapitel seines Buches überschrieben. Am Ende scheitern viele bei der Rückkehr ins Zivilleben, sie erleiden posttraumatische Belastungsstörungen oder werden zu Alkoholikern. Einige machen die grotesk-bittere Erfahrung, dass ihnen der Adrenalinkick eines Gefechtes und die Kameradschaft der Front fehlen. „Die Leute meinen, wir trinken wegen der schlimmen Sachen, aber das stimmt nicht. Wir trinken, weil uns die guten Sachen fehlen“, sagt ein Soldat.

Sebastian Junger gelingt mit *War* ein großer Spagat: Er ist nah genug dran für die bewegende persönliche Geschichte dieser Soldaten und gleichzeitig distanziert und kühl genug für die authentische Beschreibung furchtbarer Erlebnisse und für das beklemmende Psychogramm dieser jungen Männer im moder-

nen Krieg. Vor allem aber hat Junger noch einmal deutlich gezeigt: Auch Soldaten leiden im Krieg.

In Deutschland ist bis heute umstritten, ob man den Bundeswehreinsatz in Afghanistan überhaupt als „Krieg“ bezeichnen sollte. Und auch wenn nur ein Teil der rund 5000 Soldaten dort in Kampfeinsätze verwickelt ist, so hat Bundeskanzlerin Angela Merkel bei einem Truppenbesuch in Afghanistan Ende 2010 doch zu Recht gesagt: „Wir haben hier nicht nur kriegsähnliche Zustände, sondern Sie sind auch in Kämpfe verwickelt, wie man sie im Krieg hat.“ 51 deutsche Soldaten [Stand: 31.5.2011] wurden seit Beginn des ISAF-Einsatzes getötet, davon sind 33 bei Gefechten und Anschlägen gefallen.

### Briefe in die Heimat

Kein Wunder also, dass viele der Männer und Frauen mit einem mulmigen Gefühl in den Einsatz gehen. „Ich frage mich tatsächlich, ob ich dieses Abenteuer wirklich brauchte. Ich kann jetzt nicht emotional werden, sonst heule ich“, schreibt ein Oberstleutnant nach Hause. Briefe wie diesen, dazu Mails und SMS-Nachrichten von deut-

schen Soldaten haben fünf junge Autoren des Magazins der *Siiddeutschen Zeitung* nun in dem Buch *Feldpost: Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan* zusammengetragen, für das sie mit dem Henri-Nannen-Preis ausgezeichnet wurden. Mit wenigen Textausschnitten von wenigen Soldaten ist es den Autoren gelungen, ein vielschichtiges und authentisches Bild über den Alltag des Bundeswehreinsatzes zu zeichnen. Zu diesem Alltag gehören auch hier Angst, Langeweile und die Sehnsucht nach zu Hause. Dazu gehören Reflexionen über den Sinn des Einsatzes, über dieses fremde Land und seine Menschen. Dazu gehören aber auch internationale Kameradschaft sowie Freude und Stolz, dass die Soldaten – vor allem die Ärzte – beim Wiederaufbau des Landes mit wenigen Mitteln schon viel bewirken können.

„Es ist eine Arbeit, die mich geistig fordert und bisweilen einiges nimmt, jedoch auch viel gibt“, schreibt ein Stabsarzt.

„Die Wahrheit ist das erste Opfer des Krieges“ lautet ein Satz, der Aischylos zugeschrieben wird. In den drei vorliegenden Büchern hat sie überlebt.